



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

er seine grammatische Weisheit vor ihm auskramt und trotz aller Versuche des weltmännisch feinen Atheners, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, immer wieder, wie der Bürgermeister in Kokebues Kleinstädtern auf besagten Hammel, so auf sein grammatisches Müdensteigen zurückkommt. Später, als der Unterricht im Zeichnen und im Malen auf Holz von Siphon aus über ganz Hellas Verbreitung fand und, z. B. von Aristoteles, als notwendiges Bildungsmittel freier Knaben angesehen wurde, um sie zur richtigen Beurteilung von Kunstwerken zu befähigen, kam zu den Elementarlehrern noch der Zeichenlehrer hinzu. Doch hatten, wie Platos Beispiel zeigt, schon vorher die Söhne wohlhabender Athener Zeichnen gelernt.

(Fortsetzung folgt)



Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur

(Schluß)



as zunächst den ersten und wichtigsten Punkt anlangt, so steht Dühring mit seinen Anschauungen keineswegs auf der einsamen Höhe, auf der wir ihn in andern Beziehungen finden. Er ist nicht Pedant genug, um Kothurn und Soccus ohne jede Ausnahmen für Kinderschuhe anzusehen, er hat sichtlich ein Bedürfnis nach lyrischer Dichtung von höchstem Schwung der Empfindung und vollendeter Form, sicher auch volles Verständnis für einzelne Lieblingsdichter, unter denen Bürger und Byron in seiner Schätzung am höchsten stehen, er nähert sich den Anschauungen künstlerisch empfindender, kunstgenießender und kunstbedürftiger Menschen bis zu dem Punkt, daß er zugesteht (nachdem er unumwunden erklärt hat, „überhaupt ist schon alles Spielerische, wie es selbst die ernste Poesie mit sich gebracht hat, eine Ursache der schließlichen Herabminderung ihrer Schätzung“), daß ein „gewisses Maß vom Spielerischen auch mit der bessern und edlern Menschennatur verträglich sei,“ daß zwar „die künstlerischen Bethätigungen immer ein wenig an Spielzeug der Menschheit erinnerten,“ daß jedoch der Menschheit derartiges Spielzeug zu gönnen sei. Nur müsse man „Unterschiede machen“ und zusehen, „wo das Spielerische etwa in Ungeheuerlichkeit und entschieden geschmacklose Allbernhheit ausartet.“ Folgt man jedoch Dührings Darstellungen genauer, so ergibt sich bald, daß er nicht nur bei weitem den größten Teil aller dramatischen und epischen Schöpfungen

als Ungeheuerlichkeiten, als Ausgeburten überwundner Wahnvorstellungen ansieht, sondern überhaupt der gesteigerten und veredelten Ausprägung des Menschlichen, dem klarern Denken und geordneten Empfinden eine wachsende Gleichgiltigkeit gegen die Formen spielerischer Regung, also gegen die Kunst, beizumißt. „Es ist eine arge Vergessenheit wahrer Handlung und echten Lebens, wenn die Menschen dahin kommen, musikalische, schauspielerische und überhaupt schöngeistige Angelegenheiten positiv ernst zu nehmen.“ „Das wirklich Ernste darf sich, wofern es seinen Charakter bewahren will, mit dem Spielerischen nicht gatten. Das Lösungswort des veredelten Menschheitsteils muß demgemäß dahin gehen, alle solche unnatürliche Verquickungen wegzuschaffen und das künstlerisch Spielende [wozu Dühring z. B. alle Trauermusik rechnet] nur da walten zu lassen, wo die Dinge selber zum Spiel angethan sind. Es ist dies ein weites Bereich, und die spielende Kunst kann sich nicht beklagen, wenn eine entwickeltere Schicklichkeit ihr aus allen andern Bereichen die Thür weist.“ „Betrachten wir im Lichte der vorangegangnen Ausführungen den überlegnen Wert kunstvoll geregelter Prosa in Vergleichung mit spielender Rhythmik, so kann auch von dieser Seite die Kritik aller Poesie nicht zweifelhaft bleiben. Mit der höhern Entwicklung muß sich etwas ausbilden, was nicht bloß über der wesentlich rhythmischen Poesie, sondern auch über der gemeinen noch unentwickelten und rückständigen Prosa zu stehen kommt. Regelmäßigkeit und Schönheit sind über den Gegensatz von Ernst und Spiel erhaben; selbst der geistige Schmerz kann von Natur und Kultur und zwar in der Wirklichkeit, also nicht erst im Nachbilde, innerhalb bemessener Grenzen edle und anständige Formen annehmen, ohne sich deswegen in jenes unwahre Gemisch zu verwandeln, das wir als unecht und charakterlos verwerfen müssen. Die Aussicht auf eine gesetzte verstandesgemäße Haltung der Gefühle und Gedanken und auf eine entsprechende Bethätigung in Rede und Darstellung, bei der jedoch der höhere Aufblick nicht verloren geht, ist keine chimärische. Die Prosa ist, trotzdem daß in ihr jeder poetische Rhythmus ein Fehler bleibt, dennoch für Regelung und Schönheit in einem hohen Maße empfänglich, ja wird es, wenn richtig gewürdigt und behandelt, in einem höhern Maße werden, als die eigentliche Poesie selber.“ Infolge dieser Anschauung drückt Dühring an mehr als einer Stelle seines Werkes die Erwartung aus, daß die „sehlgreifende Poeterei,“ die sich so leicht mit „handgreiflicher Narrheit“ gattet, mehr und mehr verschwinden werde, um einer Wahrheits- oder Wirklichkeitsdarstellung Platz zu machen, mit der der Verfasser, wie kaum noch gesagt zu werden braucht, nicht etwa den modernsten Naturalismus meint, sondern litterarische Schöpfungen, die unter „den Begriff des Thatsächlichen in seiner völligen Reinheit“ fallen. „Der volle und ganze Reiz liegt nicht im erdichteten, sondern im wahren Zusammenhange der Dinge. Es wäre eine unlebendige Auffassung des thatsächlichen Einzeldaseins wie der Menschheitsgeschichte, wenn man in ihnen jenen

treibenden Reiz verkennen wollte, der vom Dichtungsgebiet her geläufig ist. Warum also die Scheinbilder von Entwicklungsreiz, die nur auf Kosten der Wahrheit billig herzustellen sind, mit ihrem frivolen Nizel gewähren lassen? Besser und edler ist es jedenfalls, das Bewußtsein über das Thatsächliche zu erweitern und zu höherer Lebendigkeit zu steigern. Auf diese Weise fällt das wahre poetische Licht auf die Wirklichkeit, und zwar auf das Beste in ihr. Poesie in diesem Sinne, wenn wir überhaupt das Wort für diese höhere Thätigkeit noch brauchen wollen, hat zu ihrem Beruf das thatsächlich Wahre in seinen lebensvollen Zügen hervortreten und mit seinen edelsten Reizen auf Bewußtsein und Gefühl wirken zu lassen."

Es bedarf wohl keiner weitem Belege. Wenn wir Dühring recht verstehen, sollen Selbstbekenntnisse, Lebensläufe, Entwicklungsgeschichten, Schilderungen, Naturbilder, Völkercharaktere und Gesellschaftstypen, wissenschaftliche, philosophische Darstellungen zu einer Kunst gesteigert werden, die zur Zeit noch nicht besteht. „Sie wird sich aber entwickeln müssen, damit an die Stelle der Dichtung etwas Vollkommneres trete.“ Möglicherweise hat Dühring bei der Darstellungskunst, deren Gegenstand das „Thatsächliche in allen Richtungen“ werden soll, und bei der, selbst wenn „das Ideal zu dem irgend einmal möglichen vorzugreifen sucht,“ nur das ins Auge zu fassen ist, „was Thatsache werden kann,“ eine Vorstellung von Gebilden, die es in der Litteratur der abgelaufenen Jahrtausende überhaupt noch nicht giebt, von der er aber, gegenüber aller Poesie, zuversichtlich weißsagt: „Der Reiz ist in diesem neuen Gebiete ein gediegener, während er im bisherigen Dichtungsgebiet, welches doch wesentlich ein Erdichtungsgebiet geblieben, mehr oder minder dem Scheine gegolten hat und daher nicht nachhaltig sein konnte.“ Es ist auffallend, wie stark sich Dühring, der die Schriftsteller des jungen Deutschlands aufs tiefste verachtet, in Börne und Heine Karikaturen von Größen, Würmer sieht, die an dem Leichnam der Gesellschaft zehrten, den Prophezeiungen eben dieser Schriftsteller von der Ablösung der dichterischen Phantasie und Gestaltungskraft und der Allmacht des Stils, der Prosa annähert. Freilich vergessen wir keinen Augenblick, wie gewaltig sich Dührings sittliche Strenge und trotzige Isolierung von der Frivolität und dem herdenhaften Scheinliberalismus Jungdeutschlands unterscheidet. Aber in dem Hauptpunkt, in der Geringschätzung des poetischen, des künstlerischen Talents und Lebensgehalts, trifft er doch mit den Jungdeutschen zusammen. Die „feierlichen Esel“ (wie der Italiener treffend sagt), an denen Deutschland so reich ist, die den Ernst und die Würde ihrer historisch-wissenschaftlichen Bestrebungen über die „leichte“ Kunst setzen und dem armseligsten Schulprogramm höhere Bedeutung beimessen als der reichsten Dichtung, mögen trotzdem nicht meinen, daß der grimmige Bekämpfer der Poesie ihre Sache führe. Denn Dühring verwahrt sich ausdrücklich gegen die Geschichte, die Interesse für Erinnerungen sei, die dem Menschen auch nicht einmal so nahe

liege wie Erinnerungen an sein eignes Einzelleben. „Überhaupt werden aber Erinnerungen nur eine untergeordnete Rolle spielen, wenn das gegenwärtige und das bevorstehende Leben gebührend gewürdigt werden. Vorstellungen von der Zukunft haben mehr Zusammenhang mit der Wirklichkeit, als ein Schattenspiel mit rückwärts gewandten Ideen. Verhält man sich nun in diesem Sinne in jeder Beziehung zu aller Geschichte, so bleibt von dem Geschichtswußt glücklicherweise nicht allzu viel übrig. Die künstliche Erinnerungslast, mit der eine kritiklose Halbbildung den gegenwärtigen Menschen beschwert, ist abzuwerfen. Die Verlehrtheiten sind eines spezialisirten Gedankens nicht wert, abgesehen von einer allgemeinen geistigen Brandmarkung derselben, muß das Gedenken an sie ausgetilgt werden.“

Im innersten Zusammenhange mit diesem Radikalismus steht die Geringschätzung, die Dühring dem Privatleben und der Einwirkung des Privatlebens auf die poetische Litteratur widmet, eine Geringschätzung, in der ein guter Teil seiner fast ungläublichen Urteile über Goethes Dichtergenius wurzelt. Für den echten Dichter spiegelt sich alles Gesamtleben doch im Einzelleben und zu drei Vierteln in dem, was Dühring Privatleben nennt, und nur, wer dies verkennt, wer Charaktere und Handlungen immer nur da sucht, wo abnorme Zustände das Recht und das Gewicht des Einzellebens für einen vorübergehenden Augenblick aufgehoben haben, kann von Goethe behaupten: „Auf Hervorbringung von Charakter und Handlung war er in seinem eignen persönlichen Wesen nicht angelegt. Sich dagegen in Gefühlen ergehen, sich dem Wellenspiel von Gemütsantrieben überlassen und allenfalls einige gegenständliche Malerei zugehöriger Situationen, diese aber schon einigermaßen nach ausländischen Mustern ausüben, darin bestand bei ihm das am meisten Hervortretende oder auch nach außen Wirksame.“ Nur wer den höchsten seelischen Aufschwung und die tiefsten sittlichen Kräfte an das öffentliche Leben, vor allem an revolutionäre Bestrebungen und Wirkungen gebunden sieht, kann in „Werther“ lediglich „etwas Liebelei und Zubehör,“ im „Faust“ etwas „dramatisch eingerahmte Lyrik,“ in der großen menschlichen Erscheinung Goethes ausschließlich Knechtsinn, Neigung zur Beschönigung, sittliche Maskenträgerei, geistiges und sittliches Defizit, Mangel an Gedankenschärfe erblicken, kann Goethes Lyrik mit dem Saße abfertigen wollen, „daß zwar die Form zum Lyrischen bei Goethe in einem hohen Grade von Gelungenheit anzutreffen, dafür aber der Gehalt gerade in den berühmtesten Leistungen fast auf ein Nichts beschränkt“ sei. Goethe braucht so wenig gegen Dühring als gegen die lange Reihe seiner Schmähler, von W. Menzel und Börne bis zum Jesuiten Baumgartner, verteidigt zu werden. Das wunderliche bei dieser Art Kritik liegt jederzeit nur darin, daß sie sich immer wieder für neu hält. „Die Figur Goethes wird den meisten so vorkommen, als wenn sie noch nie dessen Gestalt zu sehen bekommen“ (hätten), sagt Dühring wörtlich in seiner Vorrede. Nichts weniger

als das: bis auf die häßlichen Bemerkungen von der „privatistisch eingepferchten kleinstaatlichen Ausschweifungsdomäne zu Weimar,“ über die Dühring zu Gericht sitzt, sind alle, aber auch alle Anschuldigungen, Herabsetzungen und Gehässigkeiten, die hier wieder auftauchen, ein Jahrhundert alt und werden natürlich, wie sie in einem Jahrhundert nicht vermocht haben, die große Gestalt in den Staub zu ziehen, auch in Zukunft nicht die Macht dazu haben. Seltsam ist es nur, einen Geist wie Dühring im Bunde mit den armseligsten Gegnern des Dichters, wie dem Trogaliensulda, wie dem Gothaer Hofastronomen von Zach, wie C. F. Cramer, wie dem Verfasser des Peniger Goethebüchleins zu sehen. Und noch seltsamer nimmt sich neben seinen Angriffen auf Goethe der panegyrische Ton aus, in dem Bürger besprochen wird, wonach der Geist Bürgers den Lesern „erscheinen soll, als wäre er kurz vor dem Jahrhundertstage seines Todes erst geboren.“ An sich könnte man sich ja eines frischen Enthusiasmus für den tapfern und genialen, ungerecht unterschätzten und von dem Göttinger Professorendünkel bei seinen Lebzeiten schmählich mißhandelten Dichter der „Lenore“, des „Wilden Jägers“ und des „Hohen Liedes“ nur freuen. Doch wenn es heißt, daß die „Unwahrheiten falscher Konvention und Idealität, vornehm thunende Beschönigungen nach Goethischer Weise und in Schillerscher Art schillernde Verzerrungen zurücktreten müssen, um dem Sohne der Natur Platz zu machen,“ wenn der kleine Perlenkranz Bürgerischer Lyrik (von den Balladen hält Dühring wenig, da ihm überhaupt die Wiedergabe der äußern Welt und ihrer Mannichfaltigkeit nicht als Aufgabe der Poesie erscheint) durchaus über alle lyrische Dichtung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts hinausgehoben werden soll, wenn Bürgers Persönlichkeit als der offene und ehrliche Charakter, den die Rivalen und deren Nachseklinge herabgedrückt haben, in einen Gegensatz zur Persönlichkeit Goethes und Schillers gebracht wird, der überreizt und gewaltsam erscheint, so bleibt eben die Wirkung aus, die der Verfasser wünscht. Dühring preist Bürger, daß er mehrfache und entschiedne Schritte zur „Wirklichkeitsdichtung“ hin gethan habe. Er fühlt natürlich, daß auch Bürger aus dem Privatleben, aus einer allgemeinen geistigen Macht heraus und ohne die geforderte „politische Initiative“ gedichtet hat. Aber er setzt voraus: „Hätte Bürger länger gelebt und, erstarrt durch seine Konflikte, aber von den Verhältnissen mehr begünstigt, sich in ungestörter Gesundheit weiter entwickeln können, so wäre er gerade der Charakter gewesen, auch in der neuen, politisch bestimmten Richtung bedeutendes zu vertreten,“ und schließt dies aus der größern Sympathie, die Bürger (wiederum im Gegensatz zu dem „zahn gewordenen“ Schiller) der französischen Revolution entgegengebracht habe. Bei der Überzeugung Dührings von der charakteranfrischenden und menschenbefreienden Wirkung der französischen Revolution würde es vergeblich sein, ihm gegenüber geltend zu machen, daß Goethe und Schiller nicht aus Bedientensinn und „privatistischer“ Selbstsucht Gegner der fran-

zöftischen Revolution waren, sondern durch sie und ihre Herüberwirkung nach Deutschland Lebensgüter, Errungenschaften der lange vorangegangnen Sturm- und Drangperiode, Verbesserungen der gesellschaftlichen Zustände und Keime zu weitem Fortschritten gefährdet und in Frage gestellt sahen, die ihnen theurer und wertvoller waren, als die Erklärung der Menschenrechte. Niemand wird Dühring bestreiten, daß „Vernichtung nicht bloß auch eine Macht, sondern oft eine Wohlthat“ sein könne; aber wie schließlich die Millionen, die sich Bonaparte, als dem Retter aus tiefstem Elend, zu Füßen stürzten, über die Wohlthat der von Dühring gepriesenen Schreckensherrschaft gedacht haben, steht auf einem andern Blatt. Jedenfalls entspricht die Lobpreisung der weltgeschichtlichen Umwälzung der Gleichgiltigkeit, die der Verfasser für gewisse (keineswegs für alle) Seiten und Formen des Einzel Lebens zeigt. Wohl gemerkt ist Dühring kein Lobredner von Klöstern ohne Eölibat, Kasernen auf Lebenszeit, sozialdemokratischen Prytaneeen und sonstwelchen Zukunftsträumen, die die Vernichtung der Individualität und die Zurückführung der Kultur auf Rousseaus Hirtenniveau zur Voraussetzung haben. Er sieht in der Zukunft andre Entwicklungen, sieht Ziele vor Augen, die gewiß aufs innigste zu wünschen sind. Doch selbst wenn wir „physisch und hirnergänisch besser angelegte Menschennaturen“ bekämen, wenn ein gereifterer Verstand zahllose Korruptionen, erhabneres Gerechtigkeitsgefühl die Willkür der bloßen Übermacht überwunden hätte, wenn den wirklich edelsten und entwickeltesten Menschen die Bestimmung und Lenkung der öffentlichen Dinge vertraut wäre und das „völlig Reine, Gekläarte, Gesezte“ herrschte, würde das alles keinen Schuß Pulver wert sein, wenn daneben die Wärme, der innere Reichtum, die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit des Einzel- und Familienlebens, kurz alles, was unter den Begriff des privatistischen Daseins fallen kann, verkümmerten und verödeten. So lange es Poesie giebt, wird sie ihre tiefsten und stärksten Wurzeln in diesem Dasein haben, haben müssen. Doch die Poesie soll ja von etwas „Höherm“ abgelöst werden, dem nach Dühring freilich erst „eine der Tragweite des Denkens entsprechende phantasmenfreie Seinserschaffung von lebendigem Charakter“ voranzugehen hätte.

Die dritte Besonderheit: das souveräne Selbstgefühl des Aufklärers, der den jeweiligen Stand der Kultur für den allein erträglichen und menschenwürdigen hält, findet bei Dühring eine doppelte Grenze. Erstens betrachtet er, ob schon er das Zeitalter der Naturwissenschaft hoch über das goldne Zeitalter der Poesie und Kunst stellt, die gegenwärtige Lage nur als eine Abschlagszahlung auf künftige geseztere und geordnetere Zustände; sodann ist er überzeugt, daß sich die Entwicklung, die ihm als Ideal vor schwebt, „der positiven menschlichen Uranlage“ und dem ursprünglichen Charaktertypus der germanischen Arier viel mehr annähern werde, als wir heute noch ahnen. Er hofft, „daß deutsche Kraft, die dem deutschen Geiste entspricht, statt unför-

migen und schwerfälligen Kolossen zu erliegen, sich noch einmal in der Geschichte aufraffen und die Kolosse in Atome zerfliegen machen" werde. Und er erwartet zuversichtlich, daß sich die Gemüthshaftigkeit der Deutschen, "die „bisher in solchen Gefühlen verharret hat, die mit der eingreifenden That weniger zu schaffen haben," auf ihre Anfänge in weltgeschichtlichen Thaten besinnen und die bloße Pflege der Privatexistenz hinter sich lassen werde. Doch geht aus alledem hervor, daß die Vergangenheit, die der Verfasser neben der schönen Zukunft gelten läßt, bis zur Völkerwanderung und weiter zurückreicht, und daß ihm der größere Teil des seitdem vergangenen wie des gegenwärtigen Lebens und der Dichtung, die Spiegelung dieses Lebens ist, Geringschätzung, wenn nicht Abneigung einflößt. Denn „die Poeten sind bisher zu allen Zeiten und an allen Orten keine sonderlichen Schwimmer gewesen, wenn es galt, die Fluten des menschlich unwillkürlichen Aberglaubens zu zerteilen." Und da Dühring ganze Arbeit zu machen pflegt, so stellt er der Litteratur ins Land der Zukunft knapp und bündig folgenden Paß aus: „Was groß sein will, wird sich durch die Teilnahme an dem Schreiten des Menschenschicksals zu legitimiren haben. Der Bann aber, der unsre Schätzung am verhältnismäßig Niedrigen haften lassen möchte, muß völlig gebrochen werden. In Gesellschaft und Schule darf das Aesthetische nicht mehr die Maske bleiben, unter dem sich die Charakterlosigkeit und das Verstandwidrige in Herz und Kopf einschleichen und für sich einen Kultus erschleichen."

Nimmt man die charakterisirten drei Hauptgrundzüge des Dühringschen Werkes zusammen, so erklären sich die befremdlichen Urteile im einzelnen ohne Mühe. Das poetische Talent kommt für den Verfasser nur soweit in Betracht, als es im Dienst außerhalb der Poesie liegender oder der Poesie doch nur als kleiner Teil ihres Weltreichs, des gesamten Lebens, angehöriger vorwiegend revolutionärer Mächte steht. Wenn er als die eigentlichen Größen der Litteratur der beiden letzten Jahrhunderte Rousseau, Schiller, Byron und Shelley ausführlich bespricht und in Anknüpfung an ihre Erscheinungen seine allgemeinen Anschauungen entwickelt, so schlägt immer wieder die Neigung für das Revolutionäre als das eigentlich Notwendige und Ersprießliche durch alle Hüllen durch. Der Dichter, den er am höchsten stellt, ist Lord Byron. Was er von dessen Schöpfungen rühmt, ist doch dem Hauptgesichtspunkte untergeordnet, daß Byron „am Ende begriffen habe, Revolution allein könne die Erde von der Hölle bejudelet erretten," und daß der Trieb zum Dichten in dieser heroischen Natur nicht das Überwiegende gewesen sei, daß diese vielmehr nur der Gelegenheit entbehrt habe, um sich anderweitig mächtiger zu entwickeln. „Das Dichten wurde für sie zum Surrogat in Ermanglung des Bessern, wie wenn jemand, der sich an Wirklichkeiten bethätigen möchte, mit dem bloßen Verkehr durch die Phantasie vorliebnehmen muß. Dichtung an sich ist Byron kein voller Ernst, und darum verspottet er sie gelegentlich auch in denselben Akten,

in denen er seine höchsten dichterischen Mittel einsetzt.“ Auch hier tritt die schlecht verhehlte Geringschätzung für die Poesie zu Tage. Und wenn das am grünen Holze geschieht, so läßt sich leicht voraussagen, was am dünnen geschehen wird. Die Urtheile, die Dühring im Verlaufe seiner Darstellung und namentlich im zweiten Bande über eine Reihe von litterarischen Auszeichnungen fällt (so nennt er die Talente zweiten Ranges im Gegensatz zu den eigentlichen „Größen“ der Litteratur), sind scheinbar von einer unglaublichen Willkür. Aber sie entsprechen alle der dargelegten Grundanschauung des Verfassers. Freilich genügt ihm der bloße Anschluß an den „Freisinn“ im landläufigen Sinne nicht; bei wem Dühring Geschäftsliberalismus, flache Schmeichelei für die schlechten Instinkte der Masse, Korruption und „Hebräertum“ wie bei Börne und Heine wittert, mit dem geht er so erbarmungslos ins Gericht, wie mit allen Unglücklichen, die in dem Verdacht stehen, sich dem „göttischen“ Aberglauben unterzuordnen. Selbst Shelley, bei dem es doch wahrlich nicht an revolutionären Elementen fehlt, muß sich sagen lassen, daß er nicht der Mann dazu sei, „die Menschheitsgeschäfte von Leben und Tod angemessen zu würdigen. Da ist bei ihm zuviel Schönheitsdraperie in weichem Stoff und so gut wie gar kein Knochengestell und kein Eisengestell.“ Er wird hart gescholten, daß er zwar der Religion den Rücken gekehrt habe, aber dafür der Trugmetaphysik verfallen sei. Wer in Dührings Buche nur blättert, wird weder ergründen, warum Dichter wie Uhland, Lenau, Hoffmann von Fallersleben mit äußerster Verachtung behandelt, noch warum an verschiedenen Stellen Friedrich von Sallet, Henry Rochefort, der Russe Gogol u. a. aus der Masse emporgehoben werden. Wer sich aber mit dem subjektiven Rigorismus des Verfassers, mit der leidenschaftlichen Verbitterung, die ihn erfüllt, vertraut gemacht und sie in allen seinen Auseinandersetzungen wieder erkannt hat, wird nicht nur die Urtheile über die Dichter, die er nennt, vollkommen verstehen, sondern auch begreifen, warum die Auswahl unter den Auszeichnungen gar so dürftig und unzulänglich ist. Es würde nichts nützen, ein paar Reihen von Namen, hinter denen charaktervolle Persönlichkeiten stehen, dem Kritiker entgegenzusetzen. Dühring würde einem Grillparzer, Hebbel, Keller, Otto Ludwig, Storm, einem Anzengruber wie andern gegenüber eben dabei verharren, daß sein Maßstab für die Messung solcher Nichtgrößen, die sich nicht einmal zur litterarischen Auszeichnung erheben, viel zu groß sei. Und am Ende würde für sie alle, auch die edelsten und männlichsten von ihnen, der Satz gelten, mit dem Dühring alle poetische Freude an der Fülle der Welt und jede außer seiner Lebensauffassung liegende Empfindung zu Boden schlägt: „Ein Dichter, der dem allgemeinen Kampf um Menschenfreiheit und Menschenwohl ohne positive und entschiedne Theilnahme gegenüberstünde, wäre, trotz einiger rhythmischen Formgewandtheit und trotz vieler Liebchenlyrik, fast so gut wie keiner. Wenigstens könnte er, wie besonders der Fall Goethes zeigt, nur darauf Anspruch machen,

untergeordneten Funktionen desjenigen beschränkten Menschenfinnes zu dienen, den sein Dasein unter dem Joch anheimelt, und der seinen Lebensfunktionen durch stolze Erhebung keinen Adel zu verleihen vermag. Auch auf die Liebe bezieht sich dies; denn auch die Liebe eines Sklaven ist geartet wie er. Sie kann nicht mit jener freien und stolzen Gesinnung verbunden sein, von der auch die Kraft zur Treue her stammt. Sie duckt sich und bequemt sich in alle Verhältnisse; sie greift nicht durch, sondern unterliegt dem leichtesten Druck sozialer Ablenkungen."

Ob den Verfasser der „Größen der modernen Litteratur“ je die Einsicht angewandelt hat, daß Hunderttausende seine Überzeugung teilen können, daß ein Dichter, der dem Kampf um Menschenfreiheit und Menschenwohl ohne positive Teilnahme gegenübersteht, so gut wie kein Dichter sei und doch unter Menschenfreiheit und Menschenwohl durchaus etwas anderes verstehen müssen, als er, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Welt und die Wahrheit haben jedenfalls nicht auf Dühring zu warten brauchen, um zu wissen: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Aber jedenfalls läßt er kaum einen andern Kampf gelten, als den, um deswillen er unter andern Jean Paul Marat preist. Thaten wie den Sturz der Gironde haben natürlich nur wenige Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, und mit diesem Maßstabe gemessen sind natürlich alle, die vor der Ausrottung ihrer Meinungsgegner zurückschrecken, Sklaven. Die Leser, zu denen Dühring spricht, werden es in seinem Sinne zu neunundneunzig Hundertsteln auch sein, und wenn sie sich trotzdem an dem Radikalismus und dem ehernen Selbstgefühl dieser Darstellung weiden, so beweisen sie damit nur, wie wenig ernst es ihnen um die Litteratur ist. Die Widersprüche in gewissen einzelnen Darlegungen des Verfassers wären leicht nachzuweisen. Wenn es den wunderlichen Ästhetiker unter andern verlangt, die Menschheit vom Alp der Tragik zu erlösen, wenn er überzeugt ist, daß sich auf die Dauer das Gefühl gegen das gehäuften Unheil und die zusammengedrückte Qualmasse empören müsse, daß die „unnatürliche Zusammendrängung erschütternder Thatfachen“ das Gefühl unmäßig angreife, so traut man den eignen Augen nicht. Was will die Zerfahmetterungstragik in „Othello“, „König Lear“ und „Macbeth“ bedeuten gegen die Schreckensszenen, die sich vor dem Pariser Revolutionstribunal, auf dem Grèveplatz, in Nantes, Lyon und Avignon um 1793 und 1794 abspielten, und bei denen von keiner „auf Unwahrheiten verfallenden Kunst“ die Rede ist? Dühring macht es doch Schiller gewaltig zum Vorwurf, daß er für die energischere Wendung der französischen Revolution kein Herz gehabt habe, und meint achselzuckend, daß so etwas freilich von keinem Dichter habe erwartet werden können, der als Dramatiker auch für Hofbühnen zu arbeiten hatte. Sedenfalls rechnet er die „große Revolution“ nicht zu dem Teil der Geschichte neuerer Völker, der im Lichte der

Einsicht und Aufklärung „als etwas klägliches erscheinen muß,“ sondern verleiht ihr eine erhöhte, ja die höchste Bedeutung. Und doch sollen wir uns die Tausende und Zehntausende von Tragödien, die in ihr abgespielt worden sind, nicht vor die Phantasie rücken?

Dührings Verhältnis zum Christentum, in dem ein anderer Teil seiner härtesten und einseitigsten Urteile wurzelt, ist bis hierher absichtlich beiseite gelassen worden. Nach seiner Auffassung ist das Christentum lediglich als „Heilversuch am grundsüchlichen Judentum“ erwachsen, und die verderbte antike Zivilisation konnte aus sich keine Religion verbessern, „die schon in ihrer ursprünglichen Anlage verfehlt war und nur geringfügiges Gutes in sich barg. Wohl aber konnten dies die bessern Charaktere und frischen Kräfte neuerer Völker, insbesondere die der Germanen.“ Wenn nun nach Dührings eigener Anschauung „einiges vom bessern Völkergeist“ und Charakterzüge in das Christentum hineingekommen sind, die „an sich selbst in ungemischter Gestalt vollkommen achtungswert sind,“ wenn mit einem Worte selbst Dühring sich der innern Gewalt der geschichtlichen Thatsache des Christentums nicht entziehen kann, wenn er die „gemütvollste Aufnahme und Umgestaltung christlicher Lehren durch die germanischen Völkerelemente“ anerkennen und achten muß, wie nehmen sich demgegenüber die durch das ganze Buch fortgesetzten Angriffe auf alle Dichter aus, die von dieser Gemütsmacht, dieser geschichtlichen Thatsache im Innersten ergriffen oder wenigstens menschlich bewegt worden sind? Welchen Sinn hat es, einem ungeheuern, weitschattenden Baume gegenüber zu versichern, daß dieser Baum ursprünglich ein dürftiges palästinisches Reislein gewesen sei, Zeter über jeden zu rufen, der seine heiße Stirn in diesem Schatten fühlt, die Charaktergröße und geistige Bedeutung schaffender Naturen ausschließlich darnach zu messen, ob sie diesen Schatten geflohen oder versucht haben, den Baum selbst auszuwurzeln? Wer so wenig Verständnis, Mitgefühl oder auch nur Duldung für die Lebensüberlieferung und die Lebensformen an den Tag legt, in denen sich Geschick, Glück und Leid ihm stammverwandter Millionen abgespielt hat, der ist zum letzten, endgiltigen Urteil über die Größen der modernen Litteratur nicht berufen. Die Überzeugung: „Die göttlichen Vorstellungen sind Fehlbegriffe; man muß zu ihrem Ursprung zurückkehren und die bessere Anlage des menschlichen Geistes von neuem in Thätigkeit setzen, um statt der Fehlgeburten gesunde und lebensfähige Wesen zu erhalten,“ schloß keine Kritik der Poesie ein, wie sie Dühring übt; diese Überzeugung ist bei andern mit dem feinsten und liebevollsten Verständnis für die poetischen Verkörperungen alles echten Lebens gepaart gewesen. Es mußte noch eine Gleichgültigkeit gegen die wohlthätige künstlerische Schöpferkraft, ein herber Puritanismus aufgeklärten Denkartums, eine tiefreichende Verbitterung gegen alle Zustände älterer wie neuerer Vergangenheit hinzutreten, um dies merkwürdige Buch zu erzeugen.

Trotz alledem: unsre zünftige Ästhetik und vollends unsre Litteraturgelehrsamkeit wird wohlthun, das Memento mori nicht unbeachtet zu lassen, das für so viele ihrer Vorstellungen, leblosen Überlieferungen und traurigen Angewöhnungen in den „Größen der modernen Litteratur“ enthalten ist. Wenn uns Dührings Kritik, so befangen, trotzig und nüchtern sie erscheint, zum Bewußtsein durchgehender, tiefreichender Mängel in der Litteratur der Gegenwart verhilft, wenn sie unsre eignen Forderungen an Charakterstärke und innere Geschlossenheit unsrer Dichter und Künstler um ein gutes Teil erhöhen hilft, so wird sie, trotz ihrer schroffen Verneinungen und ihrer Unempfänglichkeit für dichterische und menschliche Vorzüge, die unser Volk nur zu seinem Verderben aufgeben könnte, dennoch produktiv gewirkt haben.



Schimi

(Fortsetzung)

2



Fräulein Bernarz begann dem Leben weniger harte Namen zu geben und gewöhnte sich ein Mittagsschläschen an, weil die Franzi so selbstverständlich alle Arbeit angriff. Und während die Tante dann leise schnarchte, suchte sich die Nichte Bücher hervor. Es gab da allerlei, was von den soliden Herren liegen geblieben war. Fräulein Bernarz hatte die Reste mit Abscheu in einen Winkel gestaut, weil sie noch ganz unter dem Bannkreis der mütterlichen Lehren stand und sich nicht getraute, etwas zu vernichten, was einmal zu irgend einem Zweck dienlich werden konnte. Eben hatte Franzi ein französisches Lehrbuch vor sich liegen und prüfte, was ihr noch von ihrem zweijährigen Stadtkursus übrig geblieben sei.

Aber neben ihr lag ein Brief mit vielen Falten und Knittern, der störte sie bei ihrem Studium. Sie hatte ihn schon mehr als einmal zusammengeballt und in eine Ecke geschleudert. Aber immer mußte sie ihn wieder holen, auseinanderstreichen und noch einmal lesen, und jedesmal schäumte der Groll wieder auf, sodaß sie sogar ein kleines, zorniges Thränchen aus den Augen zu wischen hatte. Und dabei klingelte es schon zum drittenmal von Sankos Zimmer drüben. Es war nicht zum Aushalten. Jetzt kamen seine Schritte auf die Thüre zu. Schnell den Kopf in die Hand gestützt und über das Buch gebeugt, da kann er die roten Augen nicht sehen!

Er trat ohne anzuklopfen herein und ließ die Augen zerstreut durch die Küche wandern. Franzi blickte nicht auf.

Ich habe schon dreimal nach Fräulein geklingelt! sagte er vorwurfsvoll.

Sie hob den Kopf mit einem Kuck: Ach, Herr Sanko? Sa wie machen wir denn das? Wie mache ichs denn, wenn ich nach Ihnen klinge?